

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 9

Artikel: Die Werke der bildenden Kunst im Dienste der Bildung und Erziehung
[Schluss]
Autor: Lüning, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Werke der bildenden Kunst im Dienste der Bildung und Erziehung.

Von Prof. Dr. D. Lünig, St. Gallen.

(Schluß.)

Für den Intellekt! Sagen wir mit „Rembrandt als Erz.“: „Höchste Aufgabe der bildenden, wie aller Kunst überhaupt ist: mit der Schärfe des äußeren Blicks eine reiche Phantasie zu verbinden“, so folgt daraus ohne weiteres, daß durch fortwährende Betrachtung von Kunstwerken, von Bildwerken, der junge Mensch sich diese Eigenschaften aneignen muß. Das Resultat ist eine Bereicherung der Fähigkeit, Menschen zu beobachten und zu kennen, Gesichtszüge, Gebärden, äußeres Benehmen augenblicklich zu erfassen, richtig einzuschätzen und daraus seine Schlüsse zu ziehen. Auch im Erfassen von Situationen bietet die bildende Kunst dem Schüler, dem die wirkliche Welt noch verschlossen ist, ein unschätzbares Übungsfeld, und diese Fähigkeit ist es, die von eminent praktischer Bedeutung ist. Sie brauchen der Reisende, der Soldat, der Ingenieur, die sich oft plötzlich und schnell mit unvermuteten Situationen abzufinden haben; sie braucht nicht minder der Arzt des Leibes und der Seele, der einen Kranken, der Untersuchungsrichter, der einen oder mehrere Verdächtige zu beurteilen, der Beamte, der Leute anzustellen und zu beaufsichtigen hat. Jedermann weiß, wie die Italiener, die mitten unter Kunstwerken bei noch nicht erloschenen künstlerischen Überlieferungen aufwachsen, uns weit überlegen sind in der Fähigkeit, Physiognomien zu beurteilen und verwickelte Situationen schnell zu erfassen und sich ihnen anzupassen, während, wie Schubring mit Recht sagt, „unsere (d. h. der Deutschen) Unbehilflichkeit in unvermuteten Situationen uns den Italienern und Franzosen komisch mache.“

Von unschätzbarem Vorteil ist die planmäßige Entwicklung der Anschauungskraft durch Betrachtung von Kunstwerken für den Gedankenausdruck, den Stil. Jeder Stil, der diesen Namen verdient, ist anschauungsfräftig, er verwandelt die Gedanken in zweckmäßig gewählte Bilder, wie denn schon der brave Pastor Göze sich darüber erbot, daß Lessings Vergleiche ihm „anstatt der Beweise dienen“, eben weil ihnen diese Anschauungskraft innewohnte. Genau dasselbe können wir in erhöhtem Maße bei den größten Stilisten der deutschen Literatur, bei Goethe, Heine, Gottfried Keller, Ferd. Meyer, Niebsche beobachten. Eine Ausnahme machen davon nur die eigentlichen „trockenen“ Lehrbücher, von denen aus freilich der Lehrbuchstil, der Professorenstil in der deutschen Prosa ungebührlich überhand genommen hat. Das Grundübel des deutschen Stiles ist die Abstraktheit, die Anschauungslosigkeit, die oft direkt zur Phrase und zur Unklarheit führt. „Ein Bilderbuch für Blinde“ nennt Niebsche in seinem Strafgericht über D. F. Strauß bitter den Stil dieses Schriftstellers, und mit Recht: von den Duzenden von Sätzen, welche Niebsche als abschreckende Beispiele von „Begriffsdrachen“ aus Strauß zitiert, leiden alle ohne Ausnahme am gleichen Grundübel, der Anschauungslosigkeit, die

stellenweise geradezu zur Konfusion wird. Man betrachte einmal Sätze wie: „Dem Gegensatz zwischen dem alten Konsistorialregimente und den auf eine Synodalverfassung gerichteten Bestrebungen liegt hinter dem hierarchischen Zuge auf der einen, dem demokratischen auf der andern, doch eine dogmatisch-religiöse Differenz zu Grunde!“ Oder: „Die letzte Kantische Wendung sah sich, wie wir fanden, um ans Ziel zu kommen, genötigt, ihren Weg eine Strecke weit über das Feld eines zukünftigen Lebens zu nehmen.“ Oder Wendungen wie: „Die aufsteigende und in ihrem Aufsteigen selbst über den einzelnen Niedergang übergreifende Bewegung“ oder gar: „ein Gedankengang, wodurch (soll heißen durch den!) sich die Jünger zur Produktion der Vorstellung der Wiederbelebung (!) ihres getöteten Meisters emporgearbeitet haben.“ Nicht durch grammatistische Dresseur kann diesem Übel entgegengewirkt werden; denn von ihr kommt es vielleicht gerade her, und der Stiffter David Strauß hatte davon wohl eher zu viel als zu wenig, sondern die Wurzel alles guten Stiles, die Anschauungskraft, muß gepflegt und gestärkt werden, dann erwirbt man sich eine Gegenständlichkeit des Ausdrucks, wie Niebische sie in dem entrüsteten Zuruf an jene Sprachverderber bekundet: „Fort, ihr Dickhäuter, fort! Dies ist die deutsche Sprache, in der Menschen sich ausgedrückt, ja, in der große Denker geschrieben haben. Zurück mit den Taten!“ Man denke auch an den Dialekt, der gerade wegen seiner Gegenständlichkeit, und nur ihretwegen der ewige Jungbrunnen der Schriftsprache ist. Klar muß endlich sein, welch ein dankbares Feld zur Übung des schriftlichen Ausdrucks die Welt der bildenden Kunst dem Schüler bietet. Nur was man versteht, dafür stellt sich auch das richtige Wort zur rechten Zeit ein; überall sonst hat der Schüler mit seiner Unerfahrenheit, seiner halbverdauten Bücherweisheit, seiner Unkenntnis von Welt und Menschen wie sie sind, zu kämpfen. Hier hat er ein Stoffgebiet, das fest abgegrenzt, in welchem jeder einzelne Fall bestimmt, leicht überschaubar innerhalb seiner Erfahrung liegt; denn das Kunstwerk selber repräsentiert ihm sichtbar die Erfahrung. Ich habe es noch immer erprobt, daß Aufgaben aus dem Gebiete der Kunst, besonders auch der bildenden, das anregendste und befruchtendste Übungsmaterial bilden und die besten Aufsätze ergeben, weit mehr als die „allgemeinen“ oder moralischen Themata, seien sie noch so sehr gegeben „in methodischer Anlehnung an den Unterricht.“

Der kostbarste Gewinn aber aus dem Verständnis der Kunst ist der für das Ethos (Sitte) des Schülers; denn der normale Mensch ist, wie ich fest überzeugt bin, nur insoweit glücklich, als er gut ist. Der Schüler lernt aus den Werken eines Michelangelo und Lionardo gewaltige Typen höchsten Menschentums kennen, aus den Werken und dem Leben eines Böcklin und Feuerbach begeisternde Vorbilder von Männern, die sich durch ein Meer von Widerwärtigkeiten zur Meisterschaft und zum Erfolg hindurch gerungen haben. Er lernt überhaupt, je größer sein Verständnis wird, mehr und mehr einsehen, welch eine Fülle von Fleiß, Beharrlichkeit, Selbstverleugnung und sicherem Wollen

dazu gehört, das wahre Kunstwerk hervorzubringen, das ein leichtes Geschenk der Götter zu sein scheint.

Was aber der Hauptgewinn ist, ist folgendes: Wir haben schon gehört, wie Feuerbach als Grundbedingung des Verständnisses eines Kunstwerkes das Aufgeben des eigenen Ich bis zum Aufgehen der Idee fordert. Daß dies eine sittliche Übung von hohem Werte ist, leuchtet sofort ein.

Den ethischen Wert dieser fortwährenden Aufgabe des Ich schätzt Schiller sehr hoch; er sagt: „Wie können wir, bei noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen andere sein, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen?“ Das Wissen aber macht, wie Lessing sagt, ruhig, träge und stolz.

Auch nach dem Erfassen der Idee gebe ich mein Ich dem Kunstwerke hin, um es erweitert, gereinigt, vertieft und bereichert wieder zu empfangen, bis ich zu der Ahnung des Ewigen, Unendlichen emporsteige, in dem alle Ideen zusammenmünden, wo Kunst und Wissenschaft und Religion als drei Schwestern, die Schicksalsschwestern der Menschheit, sich die Hände reichen und wo, wie der „Jugend“-Red. Frik v. Ostini in einem Gedicht auf Ludwig II. sehr schön sagt, „das Genießen fast ein Beten ist.“ „Die Kunst soll ein Kultus sein, der die Seele über den Staub erhebt,“ sagt Feuerbach, und er zitiert die schönen Verse Michelangelo's:

Weh jedem, der vermaßen und verblendet
Die Schönheit nieder zu den Sinnen reißt,
Zum Himmel trägt sie den gesunden Geist.

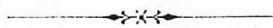
Die ethisch erziehende Wirkung der Kunst faßt Schiller (Ästh. Erz. des Menschen) folgendermaßen zusammen: „Es ist nicht bloß poetisch erlaubt, sondern philosophisch richtig, wenn man die Schönheit (d. h. die Ideen vermittelnde Kunst) unsere zweite Schöpferin nennt. Was ist der Mensch, ehe die Schönheit ihm die freie Lust entlockt und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urteilen, selbstsüchtig, ohne er selbst zu sein, ungebunden, ohne frei zu sein, Sklave ohne einem Gesetz zu dienen. Aus dieser Sklaverei befreit ihn die Kunst, die, das Gleichgewicht des Denkens und Fühlens herstellend, ihm die geistige Freiheit gibt, die ihm die Erzeugung und Aufnahme von Ideen ermöglicht. Durch Schönheit wandert man von der passiven Sinnlichkeit zur geistigen und sittlichen Freiheit. Der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemeingültig (objektiv) urteilen und allgemeingültig handeln, sobald er will. Und den ästhetischen Menschen zur Einsicht und großen Gesinnungen zu bringen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anlässe geben.“

Zwischen Lehrer und Schüler ist das Kunstwerk ein trefflicher Vermittler, eine Brücke zu gegenseitigem Verständnis. Im gemeinsamen Erfassen und Verstehen erfaßt und versteht man auch einander, hundert Fäden laufen

hinüber und herüber von Seele zu Seele; zu seiner Vermunderung und sicher nicht zum Schaden des Unterrichts gewahrt vielleicht der Schüler, daß der Lehrer nicht bloß ein ziemlich raffiniert eingerichtetes zweibeiniges Marterinstrument ist, sondern ein Mensch mit einer fühlenden und allem Guten und Schönen zugänglichen Seele gleich der seinigen. — Und sicherlich wird der Unterricht im Kunstverständnis ein freudiger sein; denn alle Qual der Schule stammt ja davon her, daß das Kind fortwährend etwas tun muß, was seiner innersten Natur durchaus entgegen ist; statt daß es seine lebendige Phantasie, seine nach Betätigung verlangenden Sinnesorgane gebrauchen darf, muß es immer einseitig mit dem Verstand arbeiten. Ich glaube, der Schüler wird es dem Lehrer danken, wenn er ihn hie und da wenigstens seiner jugendlichen Natur und Anlage folgen lassen, lernend genießen und genießend lernen lassen kann.

Daß wir mit dem wahren Kunstverständnis und mit dem in ihm ruhenden Ideenschätze, dessen Vergrößerung Gewinn und Genuß ist, dem Schüler die beste Schutzwehr gegen Zerstreuung, Verflachung und Verderbnis der modernen Welt mitgeben, liegt wohl auf der Hand; ja, wir geben ihm einen Schatz fürs ganze Leben mit; denn der Ideenzufluß aus der Kunst erhält jung und nicht umsonst meinte der durch den Unverstand unserer verständigen Zeit so hart geprüfte Anselm Feuerbach, der Edelsten einer, die Kunst sei die einzige Trösterin, die einen bis an das Ende nicht verlasse. Auch die Dankbarkeit der Schüler spricht für die Güte der Sache. Fast aus allen größern Gallerien Europas habe ich Grüße ehemaliger Schüler, mehr als einmal mit der Versicherung: „Wenn ich von diesen Herrlichkeiten etwas habe, so verdanke ich es Ihnen“, und am gleichen Tage schrieb mir ein Schüler aus dem Louvre und einer aus der Londoner Nationalgalerie: „Ich habe das Gefühl, daß das, was ich bei Ihnen gelernt habe, ein Besitz ist fürs ganze Leben.“

Schüler aber, die wir so ausstatten, die werden zu Boten, die tausend Samenkörner eines besseren menschlicheren Verhältnisses zur hohen Kunst und damit tausend Keime des Seelenglücks und Seelenfriedens hinaustragen in das Volk, in die Familie, in den Freundeskreis, die helfen den Wintertag, der auf uns liegt, zu vertreiben, auf daß uns die Sonne Homers wieder scheine. Es ist ein schönes Wort, mit dem Ernst Grose seine Schrift über die Aufgabe einer Kunstsammlung schließt: „Noch kein Geschlecht hat so rastlos dem Erwerb von Gütern und Erkenntnissen nachgejagt, wie das unsere, und noch kein Geschlecht hat so dringend einer Zufluchtsstätte bedurft, wo es, dem Lärme und dem Staube seiner Arbeit entronnen, den heitern Frieden findet, den es draußen im Leben vergeblich sucht.“



Was ist das Schöne? Eine reine Idee, dargestellt mit Zweckmäßigkeit, Klarheit, zielgener Absicht. — Jedes Kunstwerklein hat seine eigenen Regeln. Gottfr. Keller.